



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Allihn, Max): Doktor Duttmüller und sein Freund : eine
Geschichte aus der Gegenwart : siebentes Kapitel : wie die Karten
gemischt werden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hinderung nicht allein hundert-, sondern tausendfältig eingeworfen.“ Und am Abend des 3. Oktobers kam es zwischen Moritz und Hans zu einem so harten Wortwechsel, daß weder die Bitten der Hessen, noch die Vorstellungen des Franzosen den Riß wieder zu flicken vermochten. Am nächsten Morgen ritt der Küstriner mitsamt den preußischen und mecklenburgischen Vollmachten „heimlich wie die Kaze von der Böne“ von dannen.

Trotzdem kam am 5. Oktober wenigstens zwischen den in Lochau Zurückgebliebenen ein Vertrag zustande, und dieser erhielt auch am 15. Januar 1552 im Schlosse Chambord schließlich die Bestätigung und Unterschrift Heinrichs II. Diese Ratifikation aber wurde erst gegeben, nachdem der Bischof von Bayonne selbst an den französischen Hof zurückgekehrt war und seinem königlichen Herrn ein aus dem persönlichen Verkehr geschöpftes deutlicheres Bild der diplomatischen Umsicht und kriegerischen Thatkraft des Kurfürsten Moritz entworfen hatte. Wie verblendet waren dagegen die spanischen und die burgundischen Staatsmänner Karls V., allen voran Granvella, der damals offen erklärte: „Der Kurfürst von Sachsen habe so wenig wie der Markgraf von Brandenburg hinreichenden Verstand und Kredit, um eine große Unternehmung zu leiten, beide seien zu beschränkt, um hervorragende Anschläge auszuführen.“ Erst als das kaiserliche Kriegsvolk bei Reutte in Tirol zersprengt, die Ehrenberger Klause erstürmt war und der Kaiser über die Berge flüchten mußte, erkannten sie, daß sie in dem Kurfürsten von Sachsen ihren Meister gefunden hatten. Eine Rolle in der hohen Politik hat die Lochau seitdem nicht wieder gespielt: zwei Jahrzehnte später sanken auch die Mauern des alten Schlosses in Trümmer, aber an seiner Stelle erhob sich bald ein neuer, glänzenderer Sitz fürstlichen Lebens, ein nicht unbedeutendes Zentrum wirtschaftlicher und geistiger Kultur des sechzehnten Jahrhunderts: die Annaburg.

(Schluß folgt)



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

Siebentes Kapitel

Wie die Karten gemischt werden



er Herr Obersteiger kam aus der Villa des Herrn Direktors und begab sich in das Förderhaus, über dessen Dache die weißen Dampf- wolken pufften und die Seilräder sich drehten. Der Herr Obersteiger machte ein Gesicht wie ein Bullenbeißer. Als er an den Förderseil trat und sah, wie der Bergmann, der dort die Signale hinab und herauf durch Anschlagen zu geben und abzunehmen hatte, seinen Posten einen Augenblick verlassen hatte, um sich seine Pfeife zu stopfen, hätte er ihn beinahe aufgefressen. Darauf trat er, gefolgt von einem Bergmann, der die Szene mit angesehen hatte, auf die Förderseilbahn, das ist die kastenförmige Bühne, die, an dem

Förderseile hängend, hinabgelassen und heraufgezogen wurde, und fuhr mit grimmtig drohender Miene hinab in die Tiefe. Unten angekommen ging der Spektakel sogleich von neuem los. Nichts war ihm recht, auf alles schimpfte er, besonders auf loderige Wirtschaft und Mangel an Vorsicht, was doch sonst seine Art nicht war.

Du, August, sagte ein Bergmann zu dem, der mit dem Obersteiger herabgekommen war, was hat denn Kummel? Seine Alte hat ihm wohl wieder einmal eins aufgespielt?

Glaube ich nicht, erwiderte der andre, wenigstens war er heute früh ganz fidel. Er ist erst so, seit er beim Direktor herausgekommen ist.

Ach so. Da hats gewiß wieder was gegeben, was ihm nicht paßt. Na überhaupt der Direktor — aber ich will lieber das Maul halten. Sonst wäre manches zu sagen. Und wenn ich Kummel wäre, ich ärgerte mich auch über so eine verrückte Wirtschaft.

Inzwischen war Kummel in dem Stollen, der nach links führte, mit seiner Lampe verschwunden.

Ich muß hier einige sachliche Erörterungen einschalten, wobei ich nur bedaure, daß der Herr Kantor Mötkefind nicht zugegen ist, der sie gewiß mit besondrer Aufmerksamkeit anhören würde. Die Schichten, die man durch den Schacht aufgeschlossen hatte, lagen in stark geneigter, von Süden nach Norden ansteigender Fläche. Man hatte eine mächtige Lage von Thon und Gips durchbohrt, war dann auf Steinsalz gestoßen, das gegenwärtig zu billig ist, als daß es die Fördrung lohnte, und war nach Durchbohrung des Steinsalzes auf die Kalisalze gekommen, die ausgebeutet werden sollten. Hierzu hatte man nun hoch oberhalb des Schachtbodens einen wagerechten Gang, einen Stollen, nach Norden, also in der Richtung, in der die Schichten stiegen, gegraben. Man mußte also zunächst Felsgestein durchbohren, dann aber auf Steinsalz und dann auf Kali treffen. Aber man hatte Unglück gehabt, man war auf eine Stelle im Gestein gestoßen, wo die Schichten zerklüftet und zerbrochen waren und keinen festen Zusammenhang hatten, wo also nur mit großer Mühe und Gefahr gebaut werden konnte. Was aber schlimmer war, man mußte fürchten, in dieser Kluft auf Wasseradern zu stoßen. Wenn aber das Wasser plötzlich hereinbrach, so war Gefahr vorhanden, daß nicht allein die Arbeiter, sondern das ganze Bergwerk ertrank. Denn die Überlagerung von Thon bietet die Schutzdecke des Salzes gegen die Tagewässer. Man ist sehr vorsichtig, diese Decke öfter als nötig zu durchbohren, und man sieht es sehr ungern, wenn man auf Spalten trifft, durch die die Wässer von oben in das Bergwerk gelangen können. Man schließt lieber die schlimme Stelle wieder ab und sieht zu, wie man sie umgehn kann.

So hatte man es auch hier machen müssen. Es hatte viele Mühe gekostet, das hängende Gestein mit dicken Stämmen zu stützen, und mancher dieser Stämme war unter der Last gesplittert und geknickt. Schließlich hatte man auch wirklich eine Wasserader angeschlagen und die Stelle unter Verwendung einer Unmasse von Zement und Mauerwerk mit Mühe wieder geschlossen. Aber man konnte es, trotzdem daß immer wieder nachgebessert wurde, nicht verhindern, daß das Wasser durch die Fugen zu sickern fortfuhr. Den Bergleuten, denen die Gefahr bekannt war, war diese Stelle unheimlich. Sie nannten sie des Teufels Spundloch und hatten drei weiße Kreuze auf die Wand gemalt.

Man hatte also an diesem Orte den Bau eingestellt und einen neuen Stollen in östlicher Richtung vorgetrieben, hatte dann, den gefährlichen Punkt umgehend, die Richtung nach Norden wieder aufgenommen und war auch glücklich bis ins Steinsalz gelangt.

In diesen letztgenannten Stollen begab sich der Obersteiger. Ehe er noch vor Ort gelangt war, kam ihm ein Bergmann entgegen, der in der einen Hand die Lampe, in der andern ein Stück Salzstein von rötlicher Farbe trug. Dieser rief schon von ferne: Hoiso! wir sind durch. Hier ist ein Stück Raint.

Werfen Sie den Dreck weg, entgegnete der Obersteiger. Die Arbeit soll hier eingestellt, und der Stollen soll bei Meter fünfzig vermauert werden.

Manu! rief der Bergmann, jetzt, wo wir gerade durch sind?

Reden Sie nicht, sondern thun Sie, was befohlen wird.

Der Bergmann ging brummend von dannen, und der Obersteiger kehrte um und wandte sich dem Stollen zu, wo „des Teufels Spundloch“ war. An der bewußten Stelle traf er den Steiger Hegelmeier, der an der vermaurerten Stelle herumklopfte, um zu prüfen, ob alles sicher sei.

Hegelmeier, sagte der Obersteiger mit einer Stimme, die merkwürdig rauh klang, etwa so, wie wenn ihm einer die Gurgel zgedrückt hätte, bestellen Sie morgen Ihre Belegschaft hierher, der Stollen soll weiter gebaut werden.

Dieser Stollen? In dieses Geklüfte hinein?

Haben Sie mich nicht verstanden? Diesen Stollen in dieses Geklüfte hinein.

Herr Obersteiger, das können Sie nicht verantworten.

Zum Donnerwetter, Herr, wer sagt Ihnen, daß ich es verantworten will? Ich habe die Verantwortung ausdrücklich abgelehnt. Ich habe mir es von dem Direktor schriftlich geben lassen, daß der Stollen gebaut werden soll und muß.

Herr Obersteiger, das hilft Ihnen nichts. Vielleicht hilft es Ihnen vorm Gerichte, aber nicht vor der Knappschaft und nicht vor Ihrem eignen Gewissen. Wenn auf Ihren Befehl hier Leute bei diesem Baue verloren gehn, so tragen Sie die Schuld.

Ich kanns nicht ändern.

Sie hätten dem Direktor die Schippe geben sollen. Sie hätten sagen sollen: So und so, und wenn es doch sein soll und muß, dann suchen Sie sich einen andern.

Hätten Sie es denn gethan? Ja, Sie hätten es gethan. Sie haben nur eine Frau zu versorgen. Und Ihre Frau ist eine gute Frau. Was thut es Ihnen, wenn Sie hier Feierabend machen und wo anders wieder anfangen? Aber ich! Mit meiner Frau! und meinen sechs Kindern! Hegelmeier, denken Sie sich, Sie stecken in meiner Haut und sollten heute abend nach Hause kommen und sagen: Alte, packe die Koffers, morgen ziehn wir in die weite Welt. Nachdem ich hier kaum ein halbes Jahr festgefessen habe. Hegelmeier, denken Sie sich das!

Hegelmeier schob den Grubenhut auß Ohr und kratzte sich auf dem Kopfe; er kannte die Frau Obersteiger.

Na sehen Sie, sagte der Obersteiger. Und nun meinen Sie, ich soll vor den Direktor hintreten und sagen: Was Sie befehlen, das paßt mir nicht! und davongehn und sehen, wie ein andrer das macht, was ich nicht habe verantworten wollen? Ich habe mirs die ganze Nacht überlegt. Ich kann nicht anders, ich muß nachgeben. — Beide sannn sichtlich mit Anstrengung nach, dann fuhr der Obersteiger fort: Hegelmeier, Sie sind ein verständiger Mann und wissen Bescheid, thun Sie mir die Liebe und arbeiten Sie vorsichtig. Packen Sie soviel Holz unter, als stehn will. Auf die Kosten kommt es nicht an. Sehen Sie zu, daß nichts passiert. Sagen Sie es den Leuten, sie sollten sich vorsehen. Ich wollte es ihnen gedenken, wenn wir glücklich durchkämen. Ich könnte es nicht ändern, und es sollte und müßte sein.

Steiger Hegelmeier antwortete nicht, sondern sann nach und sagte nach einer Weile: Das soll einen klein kriegen. Was wir in der letzten Zeit gemacht haben, das ist der reine Mumpitz. Allemal dasjenige, was viel Geld kostet und nichts einbringt.

Auch im Bureau war man über den Gang der Dinge erstaunt. Man hätte mehrere vorteilhafte Abschlüsse machen können, aber die Verhandlungen wurden so geführt, daß sie scheitern mußten. Nicht wenig erstaunt war auch Doktor Dbrich, der Chemiker des Werkes. Dieser hatte sich über eine neue Methode ausgesprochen, aus Steinsalz unter Anwendung hochgespannter elektrischer Ströme direkt Soda zu

fabrizieren. Er selber hielt die Idee noch nicht für reif und hätte es vorgezogen, erst noch im kleinen zu experimentieren, aber der Direktor griff die Sache mit der ihm eigentümlichen Energie an, stellte in der Fabrik alles auf den Kopf, ließ Häuser bauen und einreißen, bestellte teure Maschinen, Kessel und Dynamos und verpulverte in Summa ein großes Stück Geld.

Zu derselben Zeit passierten an der Börse merkwürdige Dinge. Die Kurse des Holzweißiger Werks wurden in großer Menge angeboten und mit Verlust verkauft. Hierbei war nur merkwürdig, daß es immer dieselben Kurse waren, die verkauft wurden, und daß es immer dieselben Leute waren, die kauften und verkauften. Börsenkundige Leute fanden darin freilich nichts besondres, denn so pflegt man zu thun, wenn man den Kurs eines Papiers drücken will.

Wenn die Beamten Mittwoch auf der Regelsbahn versammelt waren, so schüttelte wohl der eine oder der andre von ihnen den Kopf über die Wirtschaft, die jetzt im Werke herrschte, und einer der jüngern sprach die Vermutung aus, daß der „eichelne Wenzel“ — so nannte man den Direktor, weil er Wenzel hieß und der höchsten Trumpf im Spiele darstellte — wohl verrückt geworden sei. Worauf der alte Lehmsbrand erwiderte: Meine Herren, täuschen Sie sich nicht. Der Direktor ist klüger als Sie alle zusammen genommen. Der mischt jetzt seine Karten, und wenn es ans Ausspielen kommt, dann macht er ein Grand mit Wexen.

Natürlich konnte der Presse, der allgegenwärtigen und allwissenden, nicht verborgen bleiben, was in den Holzweißiger Werken vorging. Zuerst kamen im Handelsteile der Blätter Andeutungen über Schwierigkeiten, mit denen die Werke zu kämpfen hätten, dann machte auch das „Bermischte“ mobil und berichtete von Unfällen, Unzufriedenheit und wegziehenden Arbeitern. Dann folgten Artikel, die offenbar von sachkundiger Hand geschrieben waren, und in denen nachgewiesen wurde, daß auf lange Zeit hinaus von einer Verzinsung der angelegten Kapitalien keine Rede sein könne, daß sich vielmehr die Kuxinhaber auf bedeutende Nachzahlungen gefaßt machen müßten. Besonders gut bedient war das Braunsfelder Tageblatt, das immer in der Lage war, am ersten und am ausführlichsten über die schlimmen Zustände auf dem Werke zu berichten, und das die erforderliche sittliche Entrüstung aus eigener Tasche zusügte.

Demzufolge sank der Kurs der Holzweißiger Werke in beängstigender Weise. Als nun, wie angekündigt war, statt daß es Zinsen gab, Nachzahlungen gefordert wurden, brach unter den Kuxinhabern eine Panik aus, vorsichtige Leute singen schon an, sich zu retten und ihre Kurse zu jedem Preise zu verkaufen.

Der Direktor Wenzel ließ sich das nicht anfechten; er spielte nach wie vor den Großartigen, fand gar keinen Grund sich zu ängstigen und stellte alles in rosigem Lichte dar. Wenn er in Braunsfeld mit Geschäftsfreunden zusammenkam, spendete er, ohne sich viel nötigen zu lassen, Sekt, und auf der Eisenbahn fuhr er erster Klasse. *Alha*, sagte das Publikum, der will den Leuten Sand in die Augen streuen, und wurde erst recht mißtrauisch. Schon thaten sich Propheten auf, die den baldigen Zusammenbruch des Werkes weisagten, und die das hörten, freuten sich darüber, vorausgesetzt, daß sie keine geschäftlichen Beziehungen zu Holzweißig hatten. Denn es bereitet immer eine gewisse Genugthuung, andre Schaden nehmen zu sehen, wenn man es selbst lange vorausgesehen hatte, was da kommen werde.

Darüber war es Spätherbst geworden. Doktor Sembritzky war wiederholt am Horizonte von Holzweißig erschienen und hatte sich jetzt auf einige Wochen in der Försterei im Walde einquartiert, teils um sein neues Jagdkostüm und seine Büchse im Walde spazieren zu tragen, teils um sich litterarisch zu befruchten. Denn er schrieb gerade ein erzählendes Gedicht, das im Walde zwischen Tannen, Klippen, Forsthaus und Holzhauerhütte spielte, und dazu brauchte er „Stimmung.“ So sah man ihn hier und da im Walde stehn oder sitzen, indem er in sich Stimmung erzeugte. Die Holzhauer sahen es mit Verwunderung, und einer stieß wohl den andern mit dem Ellenbogen an und machte dazu ein Gesicht, als wollte er sagen: Der ist wohl

ein bißchen — einfach. Bißweilen ließ er sich in der Villa des Direktors sehen, zum Fronhose kam er nicht.

Lydia hatte rote Wangen und war erregt, wenn Doktor Sembritzky in die Erscheinung trat. Lydia entdeckte ihr Herz und fand, daß es für die Litteratur schlage — natürlich nicht für die alten Klassiker, von denen sie von der höhern Töchterchule her reichlich genug hatte, sondern für die moderne Litteratur. Bisher hatte sie, ganz im geheimen sei es verraten, das meiste Gefallen an der Marlitt gehabt, jetzt versuchte sie es, an Sudermann und Bierbaum Geschmack zu finden. Jedenfalls kaufte sie sich die Werke dieser Dichter und legte die schön gebundenen Bände auf dem Renommierisch in der guten Stube aus. Lydia fing an, auch für die neuern Dichter zu schwärmen, zum Beispiel für Doktor Sembritzky, für seine schmalen Hände, seine träumerischen Blicke, seine blasse Gesichtsfarbe. Lydia sprach immer von Doktor Sembritzky, wenn sie mit Alice und Ellen zusammen war, wobei sie sich wunderte, daß Alice so gleichgiltig und Ellen so spöttisch war. Dies hinderte sie nicht, ihrem Dichter einen Altar in ihrem Herzen zu errichten und zu beschließen, ihn in besondrer Weise zu feiern.

Papa, sagte sie eines Tags, wollen wir nicht einen jour fixe einrichten?

Was einrichten? Jour fixe? Was ist das für ein Unsinn? entgegnete der Direktor.

Ein jour fixe ist ein litterarischer Abend, wo Musik gemacht wird, und wo die Freunde zusammen kommen, und Dichter ihre Werke vorlesen.

Aha, Sembritzky.

Nun ja, an den habe ich auch gedacht. Etwa alle Donnerstage.

Und du meinst, du kriegst die Leute alle Donnerstage zusammen? Lydia, überlege dir das einmal!

Lydia überlegte es sich und fand, daß die Sache allerdings ihre Schwierigkeiten habe. Aber ein einmaliger Jourfix wäre wohl durchführbar. Aber auch dazu hatte der Herr Vater nicht allzuviel Lust. Er mußte zwar mit Jagdessen, Herrenabenden, Toasten und Anekdoten Bescheid, ja er galt für einen trinkfesten und unterhaltenden Gesellschafter, aber mit Dichtern und Gedichten, Jourfixen und derartigen Zauber mußte er keinen Bescheid. Lydia gab jedoch nicht nach. Sie trat sehr lebhaft für ihre Idee ein, und Wenzel schlug seiner Lydia, die ihm die Frau ersehen und für das Haus und die Söhne in Braunsfels sorgen mußte, nicht so leicht eine Bitte ab, und so gab er unter der Bedingung nach, daß er zwar für die Kosten aufkommen und die Einladungen unterschreiben, im übrigen aber in Frieden gelassen sein wollte. Im stillen erwog er, daß eine solche Gesellschaft sein Ansehen zu heben geeignet war. Denn er konnte es nicht leugnen, daß er einst bei Kirchberg in Braunschweig hinter der Heringstonne gestanden hatte, und daß sein Vater Schafmeister gewesen war. Wenn nun in seinem Hause Dichter ihre Gedichte vorlasen und die gebildete Welt der Gegend versammelt war, so war damit bewiesen, daß er sowohl materiell, als auch geistig auf der Höhe stehe.

Als dies erledigt war, eilte Lydia zu ihren Freundinnen auf dem Fronhof, um das Nähere zu besprechen. Denn es zeigte sich sehr bald, daß die Ausführung der Sache viel komplizierter war als die Idee selbst. Erstens, wer war einzuladen? Die Herren Ökonomen und Jagdfreunde des Vaters waren doch nicht zu brauchen. Am liebsten hätte Lydia nur die Allerwürdigsten bei sich gesehen.

Lade doch deinen Sembritzky ganz allein ein, sagte Ellen, setze dich ihm zu Füßen und schwärme ihn an.

O pfui, Ellen! sagte Lydia errötend.

Woso pfui? Das kann man doch mit der Krücke fühlen, um welche Pastete dein Jourfix die Garnitur sein soll.

Hierauf zankte man sich, und darauf vertrug man sich. Aber wer sollte eingeladen werden? Herr und Frau Pastor Attila zweifellos, da Frau Pastor Attila auch Dichterin war und sogar schon in dem vortrefflichen „Fürs Haus“ gedruckt

worden war. Herr Emil Braumann aus Affeborn, der eine Reise mit Stangen nach Ägypten gemacht hatte und seitdem als Afrikaforscher galt, Herr Professor Behrendes in Braunfels, bei dem die Wenzelschen Söhne in Pension waren, und der als Sprachkundiger und Altdeutscher großes Ansehen genoß, Herr Julius Kauer, der als Archäolog einen großen Namen hatte, diese kamen an erster Stelle in Betracht. Dann noch Bauditzens, deren Töchter die Zampa-Duverture spielen und Mendelssohns Duette singen konnten. Aber das waren noch lange nicht genug, einen Dichter zu ehren und eines Direktors Räume zu füllen.

Zweitens das Programm. Hier entstand die Frage, wie ein Dichter, den man als Verehrungs- und Vortragsmenschen einladen wollte, zu behandeln sei. Weder Lydia, noch Alice, noch Ellen hatten hierin Erfahrung. Sollte man ihn im Triumphe einführen oder wie ein gewöhnliches Menschenkind behandeln? Sollte man ein Podium bauen oder Schiller und Goethe bekränzen oder hinter seinem Stuhle grüne Drangerie aufbauen? Und würde er auch kommen und seine Werke vortragen? Alice übernahm es, an eine Berliner Freundin zu schreiben, in deren Hause litterarische und andre Größen auftraten, und um Rat zu bitten. Die Freundin antwortete, die Sache sei nicht so schwierig. Man müsse sich die Herren ankirren, indem man Konzertbillets unter die Leute bringe oder ein Duzend Exemplare ihrer Werke kaufe. Manchmal sei gar nichts weiter nötig als ein guter Wein und einiges Geschick, die Herren zum Reden zu bringen. Denn sie seien manchmal wie die Papageien, die gerade dann den Mund nicht aufthäten, wenn sie reden sollten.

Habt ihr von Sembrißky nicht zu fürchten, sagte Ellen; der zitiert sich mit Sonne selber.

Aber Ellen.

Drittens das Menü. Dieses machte dem Keller und der Küche des Direktors gar keine Schwierigkeiten. Und so ergab sich folgendes als das Resultat mehrerer langdauernder Konferenzen: Die Einladung erstreckt sich auf Gute und Böse, auf daß das Haus voll werde. Also: die Attilas, Sembrißky, Thee, Gedichte, Mehrücken, Verherrlichungsrede, Karpfen (von Happich zu beziehen), süße Speise, Schlagjahne, Eis, Mendelssohn, Cigarren und Bier. Einladung auf gedruckten Karten, Johann in Livree, litterarischer Zirkel im Salon, nebenan Musik, Photographien und Albums, Souper mit Führung und Tischordnung um zehn Uhr. Und dann? Hier tauchte ein schüchternen Gedanke auf, der aber kaum angedeutet wurde — dann schaffte man die Tische hinaus. Und dann? Ja, was dann? Ganz heimlich bemächtigte sich der Füße der jungen Damen eine rhythmische Unruhe. Aber keine von ihnen sprach das Wort aus, das zu den künstlerischen Idealen, denen der Abend gewidmet sein sollte, so wenig paßte.

Natürlich durften Herr und Frau Oberstleutnant nicht fehlen, und des Direktors Wagen war bestimmt, sie abzuholen. Natürlich kam es so, wie es immer zu kommen pflegte, die gnädige Frau hatte, nachdem sie die Frage, ob oder ob nicht? zehnmal erwogen hatte, am Tage der Gesellschaft ihr allgemeines Leiden und mußte darauf verzichten, mitzufahren. Während der Herr Oberstleutnant eine Revision seiner Pfeifen vornahm und die jungen Mädchen mit ihrer Toilette beschäftigt waren, konferierte die gnädige Frau schon über eine Stunde mit Herrn Doktor Duttmüller über ihren Zustand. Die Symptome waren wissenschaftlich festgestellt worden; Herr Doktor Duttmüller berichtete über einen ganz merkwürdigen Fall von Neurasthenie, der in Wien beobachtet worden war, und über den in der Wochenschrift für Neuralpathologie Mitteilungen gemacht wurden. Herr Doktor Duttmüller war geneigt, anzunehmen, daß das rätselhafte Leiden der gnädigen Frau mit diesem Leiden übereinstimme. Dies interessierte die gnädige Frau auf das höchste. Sie war bereit, jegliche Prozedur mit sich vornehmen zu lassen und jegliche Medizin zu schlucken, durch die bewiesen werden konnte, daß sie thatsächlich an jener seltenen Krankheit leide, und Doktor Duttmüller war bereit, alles anzubieten, einen so besondern Fall ins rechte Licht zu setzen und wissenschaftlich korrekt zu bekämpfen. Auf diesem

Grunde erbaute und mehrte sich das Vertrauen, das der Herr Doktor zur gnädigen Frau und die gnädige Frau zum Herrn Doktor hatte. Man wird es begreiflich finden, wenn ein so interessanter und wichtiger Fall von Arzt und Patient gründlich und von allen Seiten erörtert, und wenn die Verhaltensmaßregeln bis ins eingehendste festgesetzt wurden, aber auch, daß sich nach Erledigung des Dringenden und Nächstliegenden die gnädige Frau der Erörterung allgemeinerer Fragen zuwandte, wobei es sich wieder auf das deutlichste zeigte, daß die Lage der Welt im allgemeinen und Deutschlands im besondern eine beklagenswerte sei, und daß es unzweifelhaft um die Welt bester stehn würde, wenn alle mit solcher Einsicht begabt wären wie die gnädige Frau — und auch Doktor Duttmüller. Das Ende war jedesmal eine Erörterung über York oder Alice oder über beide. Egon und Ellen kamen nur in Ausnahmefällen daran.

Ja, das eben, sagte die gnädige Frau, während sie mit ihrer Vorgnette den fraglichen Punkt genau bezeichnete, ist das besondere bei Alice, diese distinguierte Art. Alice hat etwas blumenartiges in ihrem Wesen. Sie lebt für sich und in sich. Anders als York, der ganz Edelmann, ganz Weltmann ist. Glauben Sie mir, Alice macht mir Sorgen. Wie wird sie imstande sein, den Anforderungen des Lebens zu genügen, da sie so wenig jenen Schwung, jene Triebkraft hat, deren ich mich einst rühmen konnte?

Doktor Duttmüller fand das auch und führte den Unterschied des Blumenhaften und des Thatkräftigen auf gewisse Unterschiede in der Zirkulation des Venenblutes im Gehirn zurück und hoffte, daß sich durch eine angemessene Behandlung der Nachenmandeln Abhilfe schaffen lasse.

Alice, fuhr die gnädige Frau fort, müßte weniger hingebend sein, sie müßte einen eignen Willen haben —

Hier trat Ellen ein und rief, ohne auf den Doktor Rücksicht zu nehmen: Denke dir nur, Mama, Alice besteht darauf, ihr Schwarzwollnes zu des Direktors Jourfix anzuziehen. Wie wenn wir Trauer hätten! Und es soll doch auch zum Schluß ein wenig getanzt werden.

So sage ihr —

Ich habe ihr schon alles mögliche gesagt, aber sie besteht darauf.

Aber, mein Gott, warum denn?

Sie sagt, sie wolle nur noch Schwarz tragen. Denn sie habe sich entschlossen, Diaconisse zu werden.

Di—a—fo—

Sawohl, Diaconisse, eine von den Damen mit den unmöglichen Hauben auf dem Kopf und dem Pompadour am Arme.

Die gnädige Frau machte eine pompöse Bewegung mit ihrer Vorgnette — wir haben noch vergessen zu sagen, daß diese Vorgnette zu der langstieligen Sorte gehörte — und wandte sich an Duttmüller: Was sagen Sie dazu, Herr Doktor?

Der Herr Doktor kam in Verlegenheit. Er konnte doch nicht sagen, es sei lächerlich, wenn junge Mädchen Diaconissen würden, und ebensowenig konnte er Alice recht geben, da die gnädige Frau über ihre Idee entsetzt zu sein schien. Er half sich also mit einigen Gemeinplätzen und der Bemerkung, daß manche der jungen Mädchen nicht die für diesen Beruf erforderlichen körperlichen Kräfte hätten.

Die gnädige Frau erhob sich und beendete damit die Konferenz. Doktor Duttmüller empfahl sich also, jedoch nicht ohne zuvor noch einmal einen Auszug seiner Verhaltensmaßregeln gegeben zu haben. Er hätte es lassen können, denn die gnädige Frau, die ungeduldig ihre Vorgnette bewegte, war mit ihren Gedanken nicht mehr bei der Sache.

Als der Doktor gegangen war, begab sie sich hinauf in das Jungfernstübchen, trat, von Ellen gefolgt, mit majestätischer Haltung ein und ließ sich nieder.

Alice, sagte sie, ich nehme an, daß du im Scherze gesprochen hast, als du sagtest, du wolltest Diaconisse werden.

Nein, Mama, es ist mein Ernst.

Die gnädige Frau lachte nervös und fuhr fort: Es ist doch so, wie ich sagte. Denn im Ernste wirst du doch wohl nicht daran gedacht haben, eine Person zu werden, die man für Geld mietet. Warum nicht gleich Köchin oder Stubenmädchen? Hast du vergessen, was du dem Namen derer von Nienhagen schuldig bist?

Aber Mama, sagte Ellen, mit unserm „von“ können wir doch nicht viel Staat machen.

Schweig. Hast du vergessen, daß dein Bruder York bei der Garde steht? Willst du, daß er von seinen Kameraden verhöhnt wird, weil seine Schwester armen Leuten die Betten macht? Willst du ihm seine Karriere ruinieren? Denn das ist gewiß, kein Offizier kommt in den Generalstab, dessen Schwester Diakonisse ist. Ja, wenn es noch Oberin wäre! Aber ganz gewöhnliche Diakonisse! Alice, ich verstehe dich nicht.

Aber ich, Mama, sagte Ellen.

Ich bitte dich dringend, Ellen, schweig und mische dich nicht in Dinge, die dich nichts angehn. Nein, Alice, du hast dir das nicht überlegt, und du mußt dir den Gedanken durchaus aus dem Kopfe schlagen. Ich wenigstens werde meine Einwilligung niemals geben. Es ist ein krankhafter Zug der Zeit, etwas besonderes werden zu wollen. Das junge Mädchen gehört in das Haus. Ihr Beruf ist zu heiraten. Und Doktor Duttmüller sagte auch — er hatte es zwar nicht gesagt, aber er wurde immer als Autorität vorgeschoben, wenn es darauf ankam, die Meinung der gnädigen Frau zu bekräftigen —, der Beruf der Diakonisse sei unweiblich, und des Weibes Beruf sei zu heiraten.

Ellen lachte. Sie nahm ihren Hampelmann von der Wand, ließ ihn über den Tisch marschieren und drückte ihn an ihre Brust. Die Mama sah dies mit Unwillen, verzichtete aber darauf, diesen Kindskopf zur Vernunft zu bringen, sondern setzte ihre Rede fort, die einen immer tragischem Ton annahm und sich ausführlich über die Nöte und Sorgen verbreitete, die Mütter mit ihren Töchtern hätten, und daß es höchst unrecht sei, ihr heute, wo sie sich so elend fühle, solchen Ärger zu bereiten. Was denn Alice überhaupt fehle? Sie habe ihre Bücher, ihre Malerei, ihre Blumen, sie brauche sich um nichts zu sorgen — hier versuchte Alice zu Worte zu kommen, vermutlich, um zu sagen, daß das ja gerade der Fehler sei, aber es war vergeblich —, auf ihr, der Mutter, lasse die Sorge für alles und jedes, und sie habe doch ihr allgemeines Leiden, das, wie Doktor Duttmüller herausgefunden habe, etwas ganz besonderes sei, ein Leiden, das unter tausend Fällen nicht einmal vorkomme. Und man werde es erst einsehen, was man an ihr gehabt habe, und wie sie gelitten habe, wenn sie tot sei. Und so weiter und so weiter. Worauf sie in der Haltung von Maria Stuart, als sie zum Schafott schritt, das Zimmer verließ. Nur daß es historisch nicht feststeht, daß Maria Stuart dabei eine Perlgarnet geschwungen habe. Von dem schwarzen Kleide und dem literarischen Abende war nicht weiter die Rede gewesen.

Die beiden jungen Mädchen blieben allein zurück.

Ellen, wie konntest du mich so verraten, rief Alice, in Thränen ausbrechend.

Ellen fiel ihrer Schwester um den Hals und weinte mit. Ach, Alice, sagte sie, weine nicht! Ich habe dich nicht verraten, ich habe es nur gut gemeint. Ich wollte nicht, daß du dich mit deinem schwarzen Kleide bei Wenzels blamierst.

Was kommt auf ein Kleid an?

Soviel wie auf eine Fahne. Wenn man die Fahne heraussteckt, so fragt jeder, was ist denn los? Und wenn du die schwarze Fahne raussteckst, so fragt man ebenso. Willst du bei Direktors verkündigen, daß du Diakonisse werden willst, ehe es Mama weiß?

Alice sah überrascht ihre Schwester an. Ellen sprach einen Gedanken aus, der ihr noch nicht gekommen war, und dieser Gedanke war richtig.

Du hast Recht, Ellen, sagte sie.

Natürlich habe ich Recht. Denn ich dachte doch, daß es dir ernst wäre mit der Diakonisse.

Natürlich ist mirs ernst.

Na, siehst du. Und was würde Sembripty sagen? Dieser Mensch will sowieso vor Einbildung plagen. Komm, Schatz, sei verständig. Zieh dein cremefarbiges an. Du sagst ja selbst, was kommt auf das Kleid an. Der Wagen wird gleich kommen, und du weißt, Pa kann das Warten nicht vertragen.

Dagegen war denn nichts zu machen. Alice zog ihr cremefarbiges an, lehnte aber allen Schmuck ab. — Na meinetwegen, sagte Ellen, mir liegt auch nichts dran, und streifte ihre Armbänder wieder ab.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Jesuitenfrage. In der Reichstags Sitzung vom 28. Januar dieses Jahres, die den frühern Beschluß des Reichstags, das Jesuitengesetz von 1872 aufzuheben, und die Stellung des Bundesrats zu diesem Beschluß behandelte, hat der Wortführer des Zentrums, der Reichsgerichtsrat Dr. Spahn, unter anderm folgendes gesagt: „Die Grenzboten enthielten vor einigen Wochen (in der Nr. 50 vom 12. Dezember vorigen Jahres) einen Artikel, den man dem Historiker Dr. Kaemmel, dem Direktor eines Leipziger Gymnasiums, zuschreibt, und der vom Geiste der Veröhnung getragen ist, der aber als Voraussetzung der Veröhnung zwischen Katholiken und Protestanten die Preisgabe der Jesuiten verlangt. Es ist mir aufgefallen, daß selbst bei einem historisch gebildeten Manne dieses Mißtrauen gegen die Jesuiten noch obwaltet.“ Indem ich mich hiermit als Verfasser jenes Artikels („Voraussetzungslos“) bekenne, der übrigens die Jesuitenfrage nur mit einem einzigen Sage streifte, möchte ich meinerseits, ohne auf die Debatte selbst einzugehn, etwas dazu beitragen, unsre katholischen Landsleute darüber aufzuklären, woher das tiefe Mißtrauen der protestantischen Deutschen stammt, und sie davon zu überzeugen, daß dieses Mißtrauen eine reale Macht ist, mit der jeder Politiker rechnen muß, gerade so gut, wie die Anhänglichkeit der deutschen Katholiken an Rom. Ich glaube dabei gerade als Historiker zu sprechen, und als einer, der von der römischen Kirche von Jugend auf mehr gesehen hat, als viele andre Protestanten, ihr gegenüber deshalb vielleicht weniger von Vorurteilen befangen ist, als die meisten seiner Glaubensgenossen, wenigstens im östlichen Deutschland.

Es sind drei Gründe, aus denen dieses Mißtrauen erwachsen ist. Zuerst ist der Jesuitenorden als ein Kampforden gegen die Protestanten gestiftet worden in einer Zeit, wo der große Abfall der Germanen alle Kräfte der römischen Kirche zur Gegenwehr herausforderte. Der Orden wurde besonders in Deutschland die Seele der Gegenreformation, und wenn der Protestantismus in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aus einer ganzen Reihe von Positionen, wo er längst Wurzeln geschlagen hatte, verdrängt, wenn er in Osterreich fast vernichtet wurde, so war das nicht zum wenigsten das Werk der Jesuiten; sie waren die streitbarste Miliz der streitenden Kirche.

Daraus erwächst ihnen natürlich kein Vorwurf. Sie siegten auch keineswegs immer und überall durch äußere Gewalt, sondern ebenso sehr durch ihre opferbereite Hingebung, mit der sie als Seelsorger, Erzieher und Reichthäter arbeiteten, und durch ihre unübertroffene Organisation, der die obendrein zwiespältigen, in zahllose Territorialkirchen zersplitterten Protestanten gar nichts entgegenzusetzen hatten. Das sind gewiß tempi passati, aber die Erinnerung daran ist im protestantischen Volke noch nicht erloschen; es hat noch nicht vergessen, daß die Jesuiten die Todfeinde seines Glaubens gewesen sind, und es hält sie noch dafür.